

Nr. 201. Bromberg, den 3. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.
Von Ludwig Thoma.

(22. Fortsetzung.) ———

Aber Martin mußte versprechen, daß er ihm ein Zeichen geben wolle, wenn eine Bö einfalle.

Als auf dem Kieswege ihre Schritte vernehmlicher wurden, rief eine helle Stimme vom Hause her:

„Martin, bist du's?"

„Jawohl . . ."

„Wo bleibst d' denn? Ich hätt beinah Angst kriegt . . ."

„Ach — geh . . ."

„Is wer bei dir?"

„Ein B'such, Margret . . ."

„B'such?"

Die Frage klang so erstaunt, daß Michel beinahe wieder stehen geblieben wäre. Aber da war schon eine weibliche Gestalt dicht an ihn herangetreten.

„Ein B'such?"

„Ja . . . Margret . . ." sagte Martin, und in seiner Aufregung fiel er der erstaunten Ertlmüllerin um den Hals. „Mein Bruder — der Michel . . ."

„Der Michel? Wie geht das zu? So kommt doch rein!"

Das war freilich zum Erstaunen, und wie sich nun die Türe auftat und ein heller Schein über den Ankömmling fiel und über den Koffer mit der Harpune und über das Paket mit den Boxerfäustlingen, da gab es erst recht was zum Wundern. Aber die Ertlmüllerin erschrak nicht über den riesigen Mann, den sie nicht mehr erkannt hätte.

Und wild kam er ihr auch nicht vor. Sie sah, wie sich aus dem verwitterten Gesicht ein Paar gutmütige Kinderaugen in seltsamer Verlegenheit auf sie richteten.

An ihrem Händedruck konnte Michel merken, daß bestes Wetter war, und daß die Ertlmüllerin keine Ähnlichkeit mit Sara Duffie hatte.

*

Wie haben es aber die Mannsbilder leicht in Freude und Schmerz! Sie geben sich ihren Gefühlen hin oder beherrschen sie, und sie wissen es nicht anders, als daß auf heftige Gemütsbewegungen ein gutes Mahl zu folgen habe.

Sie überlassen es den Frauen, für die kleinen Sorgen des Lebens Kraft zu behalten.

So traf es auch jetzt Frau Margaret, an das Nächste zu denken, und sie lief aus der Küche in die Speisekammer und aus der Speisekammer in den Keller, sie holte Eier und Mehl und ein Stück Geräuchertes und besann sich darauf, daß es zu wenig sei, und holte noch eins.

Bald zischte das Schmalz in der Pfanne, und ein lieblicher Duft zog den Hausgang entlang und zwängte sich durchs Schlüsselloch in die Stube.

Drinnen saß Michel auf dem Kanapee, auf dem alten Ehrenplatze des Vaters; und Tisch und Stuhl, die Bilder an den Wänden, der Ofen in der Ecke stellten sich seiner Erinnerung so eindringlich dar, daß ihm zuletzt auf die wunderlichste Art ein Jahrzehnt ums andere in Unwirklichkeit versank.

Er redete nichts.

Aber wenn sein Blick auf einen Gegenstand fiel, mit dem er ein frohes Wiedersehen feierte, brummte er ein paar Worte vor sich hin.

„Die alte Kommod'! der alte Of'n!"

Dann streckte Martin die Hand über den Tisch und legte sie auf die Hand des Bruders.

Konrad saß dabei und freute sich über den Prachtmenschen, der trotz allem, was in seinem Äußern an einen kantigen Eichenklotz erinnerte, wie ein Kind unterm Weihnachtsbaum da hockte.

Als Frau Margaret ihre Gaben auftrug, wurde es lebhafter, und Michel wandte sich der Gegenwart zu und zeigte, wie tauglich der Seewind einen Mann zum Essen macht.

Alle redeten ihm zu, bald im Chor, bald einzeln, und als die andern schon lange fertig waren, schnitt Michel immer noch mit Ruhe, ohne unschöne Hast, Stück für Stück ab.

„No, Gott g'seg'n dir die Mahlzeit! G'schmeckt hat's dir!" sagte Frau Margaret fröhlich, als Michel Messer und Gabel weglegte und sich mit dem Handrücken den Mund abwischte.

Ob's ihm geschmeckt hatte!

So gut wie daheim war es nirgends, und dem Besten, was man draußen kriegte, fehlte das Eigentliche und die Hauptsache.

Und damit kam Michel ins Erzählen.

Er berichtete aber nicht von großen Reisen und von Abenteuern und Gefahren.

Er hatte viel bessere Geschichten auf Lager, mit denen er seine Zuhörer erfreuen konnte.

Wie George Downie und Patrik Sgean und Jim Walker, der bei Nymagie einen guten Platz hatte mit ziemlich viel Schafen, und der von einem Deportierten abstammte, nämlich von einem englischen Sträfling, aber das gehörte nicht daher, und wie also George Downie und Jim Walker und Patrik Sgean, der ein Irländer war und mit Harry Dan einmal eine harte Sache hatte, aber das gehörte nicht daher, also wie sie vor einem Kaninchenbau standen, und jeder hatte einen Prügel in der Hand, einen guten Prügel aus Hartholz, und sie paßten auf Kaninchen, weil der Hund im Bau war, und auf einmal sauste ein Kaninchen heraus, und Patrik Sgean schlug zu und traf den George Downie und gab ihm eins über den Kopf, daß ihm die Sterne vor den Augen tanzten.

Die Erinnerung an dieses prachtvolle Erlebnis packte Michel so, daß ihm über seinem herzlichen Lachen die Pfeife ausging.

Und dann gab es eine Geschichte, wie er in der Lavender Bai lag auf einem Hamburger Schiff, auf der „Berta Schmitz", und sie hatten Häute geladen, und da war ein Kerl aus Queensland, der verdammt frech war, und Michel kriegte einen Handel mit ihm und gab ihm einen guten Schlag zwischen die Augen.

Und andere Geschichten gab es von Haifischen und von Wallabies und Känguruhs und von Eingeborenen, die den Korroborri tanzen, und zwischenhinein kamen immer Dinge, die nicht hergehörten.

Martin horchte aufmerksam zu, aber viel merkwürdiger als jedes Geheimnis kam ihm der Umstand vor, daß sie sein Bruder erlebt hatte, der aus der Ertlmühle einen Weg in den australischen Busch gefunden hatte.

Immer wieder mußte er ihn anschauen und daran denken, wie leise ihm die Zeit verronnen war, indessen der andere Sohn seiner Mutter, unbehütet auf sich gestellt, in harten Umständen ein Mann geworden war.

Frau Margaret gab lange nach Mitternacht das Zeichen zum Aufbruch, und sie führte den Michel über die Stiege hinauf in ein kleines Zimmer.

Ja, wirklich in das gleiche Zimmer, aus dem er vierzig Jahre vorher als frischer Bub in die Welt hinausgegangen war.

Noch immer senkte sich die Decke schief über das Bett, das sich in die Ecke hineinschmiegte; auf dem Fensterbrette standen noch immer Blumentöpfe, und an der Wand hing das gleiche Bild, die Schlacht bei Wörth. Der Kronprinz Friedrich deutete mit der Tabakpfeife vorwärts, und die bayerischen Soldaten schwenkten die Helme. Etliche Turkos standen links in der Ecke und schauten stumpfsinnig vor sich hin. Wenn Michel als Bub aufgewacht war, hatte er mit verschlafenen Augen zu dem Bild hinübergeblinzelt und die Schrapnells angestaunt, die in der Luft platzten. Alles war, wie vor vielen Jahren. Nichts hatte sich geändert.

Der Kronprinz deutete vorwärts mit der Pfeife, und die Soldaten schwenkten die Helme.

Grüß Gott, Michel!

Aber damals stand kein Koffer mit einer Harpune darauf neben dem Waschtisch, und keine Boxerfäustlinge hingen vom Stuhle herunter.

Es lag doch allerlei zwischen damals und heute.

Alle schüttelten Michel die Hand und wünschten ihm gute Nacht. Er legte sich aber nicht nieder, als er nun allein war.

Er setzte sich auf den Bettrand und rauchte und dachte über viele Dinge nach.

Gerade so wie Martin, dem es auch nicht ums Schlafen war.

Margaret verstand sein Schweigen, und sie sagte zu ihm: „Wer reist, weiß wohl, wie er ausfahrt, aber nicht, wie er heimkommt. Der Michel ist ehrlich und brav blieben, das kennt man ihm an, und das ist die Hauptsach', und alles andere wird recht wer'n. Ich weiß, was du denkst. Martin. Aber du mußt 's jetzt net anders anschauen. Du hast ihm nix g'nommen und hast ihn nicht vertrieb'n. Er ist gangen, weil er gehen hat wollen. Drum denk nicht, was sein hätt' können, und freu' dich, daß er wieder daheim is . . .“

Und dann kam der Morgen nach der unruhigen Nacht.

Ein Sonnenstrahl schlich zwischen den Geranienstöcken durch und huschte dem Michel neugierig übers Gesicht.

Bist du wieder da?

Und drunten krähte ein Hahn; er hielt den Ton genau so wie sein Urahne, der einst den Buben aufgeweckt hatte. Er krähte auf gut Deutsch und ganz anders wie die Gockel in der Fremde.

Grüß Gott, Michel!

Zwölftes Kapitel.

„Ich muß mir darüber klar sein“, sagte Tobias Bünzli, der in der Unterhose vorm Spiegel stand und sich im Selbstgespräche ernsthaft ins Auge faßte, „es kann eigentlich kein Zweifel darüber obwalten, daß ich bloß als Dichter bei dieser Familie Aussichten habe . . .“

— — „wenn von reellen Aussichten überhaupt die Rede sein kann . . .“ fügte er hinzu und betrachtete etwas mißtrauisch sein Spiegelbild.

Mit raschem Entschlusse ging er zum Waschtische, tauchte ein Handtuch in die Schüssel und fuhr sich mit dem nassen Zipfel übers Gesicht. Das hatte ihm stets genügt; oft hatte er sogar darauf verzichtet. Gleich stellte er sich wieder vor den Spiegel und zog sich einen Scheitel. Eine Haarwelle, mit dem angenetzten Kamme in die Stirne gelegt, wirkte so ansprechend, daß sich Bünzli anlächelte.

. . . „Warum sollten auch reelle Aussichten gänzlich fehlen?“ Man hatte doch schon öfter gehört, daß vermögliche Leute ihre Töchter an geistige Kapazitäten sehr gerne hingegeben hatten. Im Bekanntenkreise der Bünzlis von Winterthur allerdings nicht.

Im Kreise der Bünzlis war man eher geneigt, das Gewerbe der Schriftstellerei für verlumpende Zeitvertreiberei zu halten. Aber in Berlin sollte doch die Dichtkunst im höchsten Ansehen stehen, wie man vernahm. Einige ihrer Jünger sollten sich dort sogar mit sehr reichen Mädchen verheiratet und ihre Existenz auf die allersolideste Basis gestellt haben. Ja, man hörte von Leuten, die es wissen mußten, daß reich gewordene Familien im Westen der Großstadt eine förmliche Jagd auf Berühmtheiten machten.

Und bestätigte nicht das Benehmen dieser Frau eigentlich dieses Gerücht?

Gleich nach der Verkündung seines Ruhmes im Piebinger Blatte überschüttete sie ihn mit Aufmerksamkeiten.

Er mußte an ihrem Tische Platz nehmen und dem lebhaftesten Interesse an seinem Schaffen begegnen.

Sie war ihm beinahe lästig geworden, und er hatte sie für eine entsetzliche Schneegans erkannt, als sie ihm empfohlen hatte, auch einen Roman wie Teddy Nabob zu schreiben.

Aber der Bünzlische Familiensinn für Kapital und Zinsen hielt ihn ab, ungeduldig zu werden, und ließ in ihm den Entschluß reifen, aus den Schwächen dieser dummen Person Vorteile fürs Leben zu ziehen.

Mit dem Mädchen kannte er sich noch nicht so recht aus. Es hatte ein schnippisches Wesen an sich und war mit den gewöhnlichen Mitteln nicht sogleich zu betören.

Tobias strich die Haarwelle etwas tiefer in die Stirne und probierte einen schwermütigen Blick, der zu den gewöhnlichen Mitteln zu gehören schien.

Diese junge Person machte zuweilen vorlaute Bemerkungen, die einen erheblichen Mangel an Ehrerbietung verrieten.

Aber sie hatte auch wieder andere Zustände.

Sie war doch verändert, seit er ihr die Seufzer des Entzündeten geschickt hatte, und sie lächelte manchmal herausfordernd, wenn er ihr seine Blicke ins Gesicht pflanzte.

Wer weiß?

„Jedenfalls ist es klar,“ wiederholte Bünzli im Selbstgespräche, „jedenfalls kann kein Zweifel darüber obwalten, daß ich den Versuch machen muß, solange ich noch . . . hm . . .“

„Solange ich noch Dichter bin,“ wollte er sagen. Der letzte Bericht der Handelsbank, bei der er sein kleines Erbteil hinterlegt hatte, war betrübend gewesen und hatte ihm die Rückkehr in die Gemischtwarenbranche vor Augen gestellt.

„Jetzt wäre der Zeitpunkt . . .“ sagte Bünzli nachdenklich und schaute in den Spiegel.

Er zog die Mundwinkel abwärts und ließ die halbgeschlossenen Augen in die Ferne schweifen, — Träumerei.

Er kniff die Lippen zusammen und öffnete die Augen sehr weit, — Sehnsucht.

Er spitzte den Mund und setzte zu einem lieblichen Lächeln an . . . da klopfte es zweimal ziemlich laut.

Herein!

Die Türe wurde beinahe ungestüm aufgerissen, und da— als hätten ihn die so stark auf seine Familie gerichteten Gedanken hergezogen — stand Herr Schnaase im Zimmer.

Mit einem raschen Blicke umfaßte er die Gestalt und Erscheinung des Dichters. Unterhose von vorvoriger Woche, Hemd ähnlichen Datums, außerdem ohne Manschetten. Mit einem zweiten Blicke überflog er die kleine Stube, Waschschüssel, nasses Handtuch, verknüllten Anzug auf dem Sofa, Bücher auf einem Stuhl, Papier auf dem andern, Hemdkragen und Krawatte auf dem Tisch, daneben ein Kamm.

„Schmierfinke,“ dachte sich Schnaase und sagte zugleich herzlich und wohlwollend: „Lassen Se sich ja nich stören und machen Se sich unscheniert fertig. Ich bin etwas zu früh gekommen, wie ich sehe . . .“

„Mit was kann ich dienen?“ fragte Bünzli etwas beklommen, denn auch die freie Dichterseele fühlt sich befangen in einer alten Unterhose vor einem Manne, der als Schwiegervater ins Auge gefaßt ist.

„Mit was Sie mir dienen können?“ fragte Schnaase zurück. „Tja . . . das läßt sich nich so einfach sagen. Das

müssen wir schon eingehender besprechen. Aber wie gesagt, erst ziehen Se sich mal in Gemütsruhe an."

„Darf ich Sie einladen, Platz zu nehmen?"

„Gerne, aber wo?"

Bünzli stürzte sich auf einen Stuhl, warf die Papiere herunter und bot ihn Herrn Schnaase an, der nun mitten in der Stube saß und mit Neugierde allerlei Intimes beobachtete.

„Es tut mir leid, daß ich mich in diesem Aufzug vor Ihnen präsentiere."

„Präsentieren Se sich ruhig, junger Mann. Ich bin nich schenierlich."

Bünzli schloff in die Hose und knöpfte hastig die Hosenträger ein; der rechte war sehr schadhaft und ausgefranst. Den Hemdkragen, der auch nicht mehr blühweiß war, hatte er bald an, und die Krawatte schlug er lieblos, wie einen Strick, zu.

Nanu?

Bünzli nahm Weste und Rock, aber er war immer noch barfuß.

Und richtig, da lief er zur Türe und holte von draußen Stiefeletten mit Gummizügen und steckte die Pedale hinein, wie sie Gott geschaffen hatte.

„Hören Se mal und nehmen Se mir die Frage nich übel. Is das so ne Art Naturmethode von Ihnen?"

„Wie meinen Sie?"

„Ich meine, weil Sie Ihre Gebrüder Beeneke so ohne Strümpe lassen?"

„Es ist bedeutend kühler so . . ."

„Sehen Se mal, — kühler. Ich dachte gleich, es is so was wie Kneippkur . . . natürlich, Jeschmäcker sind verschieden . . . und nu zu meinem Anliejen. Aber nich wahr, selbstmurmelnd bleibt die Sache in de Familie?"

„Es liegt nicht in meiner Natur, ein Vertrauen zu mißbrauchen . . ."

„Bong! Das lobe ich. Aber wenn ich sage, in die Familie, so meine ich unter uns zwei beide. Meine Frau bringt Ihnen als Dichter das gewohnte grenzenlose Interesse entgegen, und da könnten Se ganz zufällig in den vielen Gesprächen über Poesie auf mein Anliegen zu sprechen kommen. Das darf natürlich nich passieren . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Wildwasserfahrt.

Kanadisches von Harry Wilkins.

Dan Pott war gerade kein Kirchenlicht, dafür aber ein guter Kerl und der beste Führer, der jemals ein Motorboot durch die Stromschnellen des Friedensflusses gelenkt hat.

Das will schon etwas heißen. Denn der Friedensfluß ist alles andere als friedlich. Zwei schäumende Gewässer, Finlay und Parsnip, treffen einander dort mitten im kanadischen Felsengebirge, und das quirlende, brausende Wasser, das über Stromschnellen und Untiefen der weiten Ebene im Nordwesten zujagt, hat irgend ein Querkopf Friedensfluß genannt.

Dans Aufgabe bestand nun darin, mit seinem Außenbordmotorboot die Verbindung zwischen einer Mine am Finlay und der Außenwelt aufrecht zu erhalten. Das war kein leichter Dienst, denn manche Stromschnelle mußte man umgehen, Boot und Waren einen Kilometer und oft noch weiter tragen. Und da eine Kanoe zweitausend Pfund trug, so hatte Dan mit Joe Jimkins, seinem Begleiter, gerade genug zu tun.

Trotzdem fand er eines Tages Zeit, sich in Mary Berkins zu verlieben. Der Vater war Aufseher in der Mine. Mary hatte kräftige Arme und konnte auch einen Stoß und einen Witz vertragen. Sie wäre so recht die Frau für einen Hinterwäldler wie Dan Pott gewesen.

Sicher würde sich die ganze Sache auch in aller Ruhe abgewickelt haben, wäre nicht eines Tages dieser Ingenieur aus dem Süden aufgetaucht. Dem fehlte zum Pfau nur die Feder im Steiß. Aber Mary hatte so einen Gecken noch nicht gesehen und starrte ihn nun an, als wäre er ein Weltwunder. Dan regte sich zuerst nicht weiter darüber auf. „Die Sache wird sich schon geben", dachte er. Leider hatte er aber dieses Mal unrecht. Allerlei kostbare Geschenke, die so ein armer Kerl wie Dan Pott unmöglich auftreiben konnte, begeisterten das dumme Mädel für Harry Friedman, den Ingenieur.

Eines Tages sagte sich nun Don Pott, es sei Zeit, Mary vor die Frage zu stellen: „Er oder ich?" Es war Abend, und er hatte nicht viel Stunden mehr zu versäumen, denn bei Morgengrauen sollte er mit Joe Jimkins stromabwärts fahren.

Da rannte ihm plötzlich in der Dunkelheit einer gegen die Brust, daß die Knochen krachten: „Hallo, Mann, nicht so stürmisch!" Auch ohne Taschenlampe hätte Dan gewußt, daß er mit Harry Friedman zusammengestoßen war. Er wollte schon brummend weitergehen, doch der andere hielt ihn am Ärmel fest: „Mann, auf so einen Schreck müssen wir zur Erholung einen trinken." Gern tat's Dan Pott nun wirklich nicht.

Der Rum, den ihm der andere vorsetzte, war nicht schlecht. Im Gegenteil, er schmeckte nach mehr und hatte etwas an sich, was den Menschen lustig machte.

Doch plötzlich drehte sich alles um Dan. Er glaubte die grinsende Fratze des Ingenieurs zu sehen, er hörte etwas von Mary sprechen. Er wußte nicht, was es war, aber er ärgerte sich, schlug um sich, und dann war auf einmal alles zu Ende.

Als Dan Pott aufwachte, schien die Sonne, und er lag im Motorboot. Joe Jimkins machte ein dummes Gesicht: „Na endlich! So einen Rausch habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Hoch! Es wird höchste Zeit, daß wir abfahren."

Dan Pott setzte sich an den Motor und ließ den Kopf hängen. Der war ihm noch so schwer, daß Dan geschworen hätte, der Ingenieur habe ihm irgend etwas unter den Rum gemischt. Denn sonst konnte Pott einen gehörigen Schluck vertragen. Doch heute bliesen ihm Wind und Wasser nur langsam die brummigen Gedanken aus dem Schädel. —

Fünf Tage später war Dan Pott mit einer Bootsladung auf dem Rückweg zur Mine. Er hatte ein paar Kisten im Boot, und darüber lag eine Zeltbahn. Er freute sich schon auf Mary, und doch fürchtete er gleichzeitig, in seiner Abwesenheit könnte sich dort drüben etwas zugetragen haben. Umsonst hatte ihn Friedman sicher nicht unter Alkohol und Schlafmittel gesetzt.

Als Dan Pott gerade wieder an das Mädchen dachte, sah er am Ufer ein Boot liegen. Er kannte es, denn es gehörte der Mine. „Nanu?" wollte er sagen, doch das Wort blieb ihm im Halse stecken, denn drüben am Ufer stand niemand anders als Mary mit dem widerlichen Ingenieur. Dan Pott hielt auf sie zu.

Als er festgemacht hatte, erfuhr er, was los war: Die beiden wollten zum Friedensrichter nach Fort Rawlinson hinüber und sich trauen lassen. Nun war aber unterwegs ein Kolben gebrochen, und der Motor streikte. Ob Dan Pott nicht die Liebenswürdigkeit haben wollte, beide nach der Mine zurückzubringen? Das Boot könnte man ja später holen.

Dan Pott war so liebenswürdig: „Setzt euch da vorne hinein!" Und dann sagte er kein Wort mehr. Dafür fraß er um so mehr Ärger und Wut in sich hinein. Während er sich aber das Pärchen verstohlen und wütend besah, gelangte er doch zu der Ansicht, daß Mary die Sache auch nicht ganz geheuer war. Sie rückte verlegen auf ihrem Sitz hin und her und schien auf die Unterhaltung mit dem Ingenieur nicht großen Wert zu legen. Das freute Dan Pott wieder ein wenig.

Dann aber kam mit überraschender Schnelligkeit das Gewitter, das alles ändern sollte. Es war plötzlich da, ohne daß es einer richtig hätte herankommen sehen. Sicher trug die Schlucht, durch die Dan Potts Boot gerade fuhr, mit die Schuld daran. Von allen Seiten schienen die Blitze zu zucken. Dan Pott hielt der Strömung wegen nahe am Ufer. Da schlug der Blitz keine zehn Meter hinter ihm in eine Tanne, warf sie ins Wasser, daß die Welle das Boot tanzen ließ.

„Donnerwetter", sagte da Dan Pott. „Das hätte beinahe schief gehen können. Wenn's einen von uns getroffen hätte, wäre es ja nicht so schlimm gewesen. Aber die Kisten! Junge, Junge, wenn der Blitz in die zweitausend Pfund Dynamit hineingehauen wäre! Was meinen Sie, Mister Friedman, was aus Ihnen gewor . . ."

Dan Pott kam mit seiner Rede nicht ganz zu Ende. Denn ein neuer Blitz krachte neben dem Boot in die Bäume hinein, und im nächsten Augenblick war der Ingenieur über

Bord gesprungen. Ein paar Meter weiter tauchte er im Fluß auf. Er schwamm allem Anschein nach um sein Leben, stellte von Todesangst getrieben sicher einen neuen Weltrekord auf. Eine Minute später hatte er das andere Ufer erreicht, und eilig wie ein Hase schlug er sich in die Büsche.

„Feigling!" sagte da zwischen neuem Blitzschlag und Donner eine Frauenstimme, und Dan freute sich. In aller Gemütsruhe lenkte er trotz Gewitter und Dynamit sein Boot.

Als der Ingenieur nach zwei Tagen zerrissen und halb verhungert in der Mine ankam, hörte er nur, daß Mister Dan Pott mit seiner Braut Mary Berkins nach Fort Rawlinson unterwegs sei, um sich trauen zu lassen.

Erst eine Stunde später hatte sich Mister Friedman genügend beruhigt, um fragen zu können: „Sind denn die Dynamitkisten heil von Pott abgeliefert worden?" — „Dynamitkisten? Das ist wohl ein Irrtum. Dan hat zweitausend Pfund Nudeln in Kisten mitgebracht."

Randglossen über das Reisen.

Von **Wolfgang Federau.**

Sehr viele Menschen reisen nur, um der langweiligen Gesellschaft, mit der sie sich daheim abgeben müssen, zu entfliehen. Und haben in der Fremde dann nichts Eiligeres zu tun, als Verbindung mit eben so langweiligen Menschen zu suchen.

*

Andere wieder reisen, um Neues zu sehen. Aber sie sehen auch das Neue leider immer mit ihren alten Augen.

*

Man kann alle architektonischen und landwirtschaftlichen Besonderheiten eines Landes gesehen haben, man kann alle berühmten Städte und nennenswerten Hotels kennen und doch über dieses Land gar nichts wissen.

*

Drei Monate in Indien oder in den Vereinigten Staaten genügen vielen vollauf, um hierüber ein dickes Buch zu schreiben, mit dem sie ihre vollkommene Unwissenheit beweisen.

*

Reisen wäre eine ideale Beschäftigung, wenn man dabei sich selbst zu Hause lassen könnte.

*

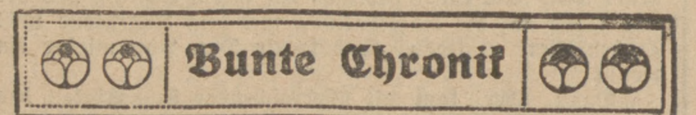
Der eigentliche Genuß an einer Reise beginnt in dem Augenblick, da wir uns ihrer als etwas Vergangenem erinnern.

*

Nur wenige Menschen haben das Glück, daß ihnen eine Reise zu einem Abenteuer wird. Sie sind die wirklich Beneidenswerten.

*

Viele Menschen reisen nur, um in der Fremde festzustellen, daß daheim alles besser ist. Sie sollten lieber zu Hause bleiben.



*** Kritik nach Gewicht.** Eine neue sehr eigenartige Methode der Buchkritik hat ein Pariser Buchhändler eingeführt. In der Auslage eines Buchladens in der Rue Royale steht eine Wage, deren eine Schale das Wort „für" zeigt, während die andere mit dem Wort „gegen" versehen ist. Käufer eines bestimmten Buches, das augenblicklich viel besprochen wird, werden ersucht, ihr Urteil über das Buch abzugeben. Sie empfangen ein Kärtchen, auf dem sie ihre Stellungnahme „für" oder „gegen" verzeichnen können und je nach dem Resultat dieser Beurteilung wird das Kärtchen auf die eine oder die andere Wagschale gelegt. Danach hebt oder senkt sich die „Für"- oder „Gegen"-Schale. Jeder kann dann feststellen, welche Meinung in der Öffentlichkeit über ein bestimmtes Buch herrscht, vor allem aber der Autor selbst, der, wenn das Gewicht der Gegner steigt, nicht sehr erfreut ist, wogegen der Buchhändler stets zufrieden bleibt, denn die Kritiker müssen das Buch, bevor sie es beurteilen, bei ihm kaufen, und das ist ja der Zweck der neuartigen „Buchkritik" nach Gewicht.

*** Aus verstaubten Akten.** Ein interessantes Dokument ist in der italienischen Stadt Forli entdeckt worden. Es handelt sich um eine Bittschrift, die vor dreißig Jahren eine arme Einwohnerin an den Bürgermeister richtete, in der sie um eine Unterstützung bat, damit ihr zwölfjähriger Sohn seine Studien fortsetzen könne. Die Unterschrift lautet „Rosa Maltodoni Mussolini", und der Sohn, für den die Hilfe erbeten wurde, war niemand anders als Benito Mussolini, heute Italiens mächtigster Mann. Der Text des Dokumentes, das vom 20. November 1895 datiert ist, lautet folgendermaßen: „Die finanziellen Schwierigkeiten, in denen meine Familie sich befindet, sind so beträchtlich, daß wir uns gezwungen sehen, die Studien meines Sohnes zu unterbrechen, der die hiesige Mittelschule besucht und, wie die Lehrer behaupten, viel für die Zukunft verspricht." Die Bittschrift trägt den Vermerk „Abgelehnt" mit dem Datum vom 30. November 1896.

*** Sparbüchsen im Altertum.** Der Gebrauch der Sparbüchsen ist uralt und dürfte vermutlich gleichzeitig mit den Metallmünzen, die solche Büchsen zu beherbergen bestimmt waren, das Licht der Welt erblickt haben. Eines der ältesten Exemplare der Sparbüchsen wurde vor nicht langer Zeit unter den Trümmern von Utica, einer der von den Phöniziern gegründeten Städte im Mittelmeerbecken, gefunden. Es ist eine Urne aus Terrakotta mit einem kleinen Schlitz am oberen Teil, der zur Aufnahme des Geldstückes bestimmt war. Die Büchse enthielt noch sechs Kupfermünzen geringeren Wertes. Zahlreiche Sparbüchsen aus Ton des gewohnten Typs wurden auch bei den Ausgrabungen in Pompeji und an anderen Orten Italiens zutage gefördert. Einige der in Rom gefundenen Sparbüchsen haben die Form kleiner Tempel, eines Bienenstocks oder einer Schachtel. Als Elemente des dekorativen Schmucks fanden häufig Figuren jener Gottheiten Verwendung, um deren Schutz und Gunst sich der Sparer besonders bemühte, wie die Göttin Fortuna und Merkur. Daß der Gebrauch der Sparbüchsen sehr populär und bei den alten Römern weitverbreitet war, ergibt sich auch aus der Wahrnehmung, daß die Modelle solcher Sparbüchsen bei der Prägung der Münzen Verwendung fanden. Neben den gewöhnlichen Sparbüchsen gab es auch feiner gearbeitete und reicher geschnitzte in vergrößertem Ausmaß. In den meisten Fällen waren diese „trunci", die bestimmt waren, die Opfergaben in den Tempeln aufzunehmen, aus Holz, aus Stein, ja auch aus Bronze. Sparbüchsen und mittelalterliche Tresore finden sich zu Hunderten in den Museen und den Kirchen der ganzen christlichen Welt.

Lustige Rundschau

*** Bosheit.** Mister Hommer: „Mein Weib hat mich um mein ganzes Vermögen gebracht!"

Mister Sommer: „Und das meinige mich um den Verstand!"

Mister Hommer: „Nun, dann sind Sie ja noch billig davongekommen!"

*

*** Mutter und Tochter.** „Deine Großmutter hatte noch Haare, die bis zur Erde fielen!"

„Das tun meine auch, wenn sie beim Friseur gestutzt werden!"

*

*** Hm!** „Da war ein gewisser Schröder bei mir, der Geld von mir gepumpt haben will. — Kennen Sie ihn?"

„Hm, den kenn ich ebenso gut, wie ich Sie kenne. Leihen Sie dem bloß keinen Pfennig!"

*

*** Soldatenliebe.** „Na, Fritze, nimm mir's nicht übel, aber wie du dich in die dicke Köchin verlieben konntest . . .!"

„Na, erlaube mal, das ist doch — Geschmacksache!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.